

Gotthelfiana
Schriften aus dem Umfeld Jeremias Gotthelfs

Gotthelfiana
Schriften aus dem Umfeld
Jeremias Gotthelfs

Herausgegeben
von
Philipp W. Hildmann

Band 1

Verlag Traugott Bautz · Nordhausen
2006

Xaver Herzog

**Achtzehn neue, lustige Briefe,
gewechselt
zwischen einem katholischen
und reformirten Geistlichen**

(1845)

Herausgegeben

von

Philipp W. Hildmann und Hubert Isopp

**Verlag Traugott Bautz · Nordhausen
2006**

Umschlaggestaltung: Florian Hildmann, München

© 2006 · Verlag Traugott Bautz GmbH
Ellern Straße 1 · D-99734 Nordhausen
Internet: <http://www.bautz.de>
E-Mail: bautz@bautz.de
ISBN 3-88309-358-0

„Einen freundlichen Gegensatz zu dem wilden, wüsten Broschürewimmelp der vergangenen Tage bilden die sogenannten achtzehn lustigen Briefe von Herrn Pfarrer Herzog von Ballwyl, im Kanton Luzern, an einen Freund und Pfarrvikar im Bernbiet ... Wir empfehlen es allen denen, welchen es Freude macht zu vernehmen, daß im Kanton Luzern auch verständige Menschen wohnen, fast gar so verständige als wir zu sein uns einbilden, und nicht lauter Ungeheuer und Menschenfresser.“

Berner Volksfreund, Nr. 84, 19. Oktober 1845

Achtzehn
neue, lustige Briefe,

gewechselt zwischen einem

katholischen und reformirten
Geistlichen.

Zur gegenseitigen Verständigung herausgegeben

von

F. Herzog,
Pfarrer in Ballwil.

Luzern,
bei Gebrüdern Rüber.
1845.

**Achtzehn
neue, lustige Briefe,
gewechselt zwischen einem
katholischen und reformirten
Geistlichen.**

—

**Zur gegenseitigen Verständigung
herausgegeben**

von

**X. Herzog,
Pfarrer in Ballwyl.**

—

**Luzern,
bei Gebrüdern Rüber.
1845.**

Vorwort.

—

Es ist der bloße herzliche Wunsch nach Verständigung in unserer unverständigen Zeit, der mir diese Briefe abgepreßt. Vielleicht daß sie, wenn nicht durch Eröffnung neuer Gesichtspunkte, doch durch ihr gutmüthiges Aeußere sich hie und da Eingang zu verschaffen, empörte Gemüther zu beruhigen, entzündete Geister einigermaßen zu beschwichtigen vermögen. Vorzüglich glaubte ich dem Volke des Kantons Bern unsere Stimmung, seine Gefahr wie seine Rettung andeuten zu müßen. Das ist doch so verwegen nicht! Indessen sehe ich von hier aus, ohne Perspektiv, wie sich die Mundwinkel der „Gelehrten“ bedeutend in die Breite ziehen, und höre sie sagen: „Pah! was will doch *der* ans Bücher schreiben!“ Ich kann ja nicht helfen, daß man sich hieraus so wenig macht und daß jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen!

Ballwyl, an Maria Geburt 1845.

Parochus loci.

[2 | 3]

Erster Brief.

Lieber Freund!

Acht Jahre liegen zwischen unserm letzten Beieinandersein. Wir haben Dich, als Du die Universität verlassen, begleitet bis R., den letzten Humpen geleert und Dich Deinem geldlosen Humor überlassen. Damals, als Du in Deiner Phantasie Dir schon Dein künftiges Berufsleben ausschmücktest, war ich noch wie ein Vogel im Hanfsaamen, sorgte ganz evangelisch nur für den heutigen Tag, lebte mehr in der

Vergangenheit als in der Zukunft. Freilich wußte ich um den Willen meines Vaters in Bern, daß ich ihm im Amte nachfolgen sollte, wußte aber auch, daß ihm der Wille des Vaters im Himmel und meine Freiheit nicht wenig galten. Ich schwankte noch zwischen Theologie und Jurisprudenz. Nicht so fast aus Ueberlegung, sondern mehr aus Zufall habe ich mich jener geweiht, und ich bereue es nicht; die wissenschaftliche Seite derselben entspricht meinem Verstande vollkommen, dazu ist sie unerschöpflich und bietet bei aller Einheit die allergrößte Freiheit dar; sie entspricht aber auch eben so sehr meinem Gemüthe und dem Leben, weil sie die Sehnsucht meiner Seele befriediget und es mir wohl thut, durch sie meinen Mitmenschen Gutes zu thun, in ihren wichtigsten Angelegenheiten ihnen behülflich zu sein. Ich lebe immer noch bei meinem Vater, was ihn nicht nur freut, sondern ihm nothwendig ist, um seine letzten Tage der überirdischen Welt ganz zu weihen. Es thut mir wohl, in einer so lieben Familie zu leben, bald den Vater zu erheitern, bald der Mutter meine Gedichte und andere Arbeiten vorzulesen. Von Zeit zu Zeit kommen alte Bekannte und Nachbarn von meinem Vater und – Liebhaber meiner zwei Schwestern.

[3 | 4]

So geht das Leben dahin, daß man kaum die Jahresveränderungen wahrnimmt, und doch glaube ich nicht, oberflächliche Spuren meines Dagesenseins zurückzulassen. Von meinen alten Bierkollegen habe ich wenig mehr gehört, außer eben von Dir, ganz zufällig. Es war nämlich erst eine s. g. Geschirrfrau hier mit ihrem Equipage angefahren, und da meine Schwester ihr etwas abgehandelt, habe ich von Dir angefangen, Deinen Namen genannt und allfällige Kennzeichen aufgeführt. „Ja, den kenne sie sehr wohl“, und sie hat mir ein Langes und Breites von Dir gemacht, was einer katholischen Heiligsprechung nicht unähnlich war. Ich habe sie oft unterbrochen, ob es auch der Gleiche sei, und der

müße sich ja gewaltig geändert haben! Ja, sagte sie, es ist eine gänzliche Umwandlung mit ihm vorgegangen, nicht nur im Innern, sondern sogar im Aeußern. Freilich verschönert habe er sich nicht an allen Orten, denn; und dann erzählte sie mir das schauerhafte Unglück*), – aber weißt was? ich will Dich trösten; das ist gut, daß der Hagel über Dich und nicht über mich gefahren, weil Du ja unter dem Schutze des Cölibats stehest, ich aber als protestantischer Pastor weiben muß, und hiezu braucht es doch wenigstens ein ehrliches Gesicht. Da sie nun so viel von Dir erzählt, beschloß ich auf der Stelle, Dir einen Brief zu machen. Hast Du noch die alte Affektion für mich und bist nicht etwa in Deinem katholischen Eifer mein geistiger Gegenfüßler geworden, so beschwöre ich Dich, wie Hamlet den Geist: „redel!“ Schreib mir einen langen, schönen Brief, aber so, daß ich ihn auch lesen kann, verstehst Du?

Auf baldiges Wiedersehen!

–

Zweiter Brief.

Lieber Fritz!

Das Geschirrweib muß Dich stark angelogen haben; den wüsten Punkt ausgenommen, weiß man vom Andern [4 | 5] wenig, am wenigsten von Canonisiren. Uebrigens hat es mich herzlich gefreut, von Dir zu hören und mich von Deiner alten Freundschaft zu überzeugen. Ich fühle mich in meinem sonst so verschrieenen Stande schon ziemlich daheim. Freilich geht nicht immer alles, wie es gehen sollte, und öfter regt sich der alte Adam und möchte mit Gewalt aus seinem Grabe auferstehen; da hat man freilich manche schwere Noth. – Was soll ich Dir nun schreiben von Deinem

*) Der Verfasser erhielt im 32. Jahre die Kindesblattern.

Compan? Nicht von den alten Geschichten, denn die weißt Du ja besser als ich; nicht von der Zukunft, denn von der wissen wir Beide nichts. Es bleibt also nur die Gegenwart, die dürftige, drückende – blutige. Pah! An den Sonntagen ist bei uns wie bei Euch eine Predigt, die dann freilich nicht die gleiche sein darf, wenn Du mir schon lieb bist. Nachmittag ist Christenlehre, oft wird am Abend noch die Stationen-Andacht gehalten, von der Du nichts wissen wirst. Daß wir alle Werktage in die Kirche gehen, ist Dir bekannt; dann wird etwas studirt, deutsch oder latein; hat man zu Mittag geessen, so zieht man den Rock an, nimmt den Hut und Stock, denn das *muß* sein, und geht zu den Kranken, denen man etwas liest, oder mit ihnen betet, oder ihnen wenigstens die Zeit zu vertreiben sucht. Auf den Abend geht man in die Nachbarschaft und erquickt sich an der wohlthätigen Wärme der Freundschaft. Oft mache ich Reisen und bleibe dabei ganz still auf dem Stuhle, Reisen in die Vergangenheit, nach den vielen Orten, wo man sich unter dem Namen „Student“ aufgehalten. Freud und Leid durchströmen abwechselnd die Seele; oder ich durchreise das ganze Haus, fange unten im Kellerlein an, durch die Stube, Schopf, Küche, hinauf in das Capuziner-Zimmer, durch das Fenster mit den Augen über die höchsten Berge, noch höher sodann bis unter die Ziegel; oder ich verlasse in allem Ernste die Pfarrei, das Dekanat, den Kanton, die Eidgenossenschaft, denn diese ist nicht groß, und komme erst nach vierzehn Tagen wieder zurück – mit einem andern Hut oder Rock, etwas fremder Sprache und neumodischen Manieren: das ist auch schon passirt. Bei uns ist für alles gesorgt. Das Ein[5|6]kommen ist fix und die Wohlthat des Cölibats schützt vor großen Ausgaben, das Brevier-Gebet aber vor langer Zeit und Müßiggang, aller Laster Anfang. Wie das Sternheer bald diese, bald jene Bilder der Erde zukehrt und mit jeder Jahreszeit auch der Himmel sich verändert, so wendet die triumphirende Kirche mit ihren Festen und

Erinnerungen bald diese, bald jene Seite uns zu, daher das Brevier nach den vier Jahreszeiten abgetheilt ist; aber auch jeder einzelne Tag ist nur wieder ein Bild des Ganzen, mit jeder Sonnenwende wendet sich an der Hand dieses Gebetes auch das Gemüth in immer andern Ausdrücken zu Gott, so daß Morgen, Mittag und Abend Gott mit manigfachen Hymnen und Gebeten verehrt, und der Geistliche mit jedem Stundenschlage aufgerichtet und an die Bedeutung seines Namens erinnert wird. Freilich Du mußt Dir die Sache nicht so vorstellen, als sei es gerade so; aber es sollte und könnte wohl auch so sein.

So könnte ich Dir noch Vieles schreiben, aber ich schreibe nie mehr als einen halben Bogen. *Adieu, mon cher!* Wenn Du willst, so schreibe ich Dir ein andermal. Grüße mir auch Deine beiden Schwestern!

—

Dritter Brief.

Schätzbarer Collega!

Ich habe Deinen Brief dem Papa vorgelesen, weil er sonst gern so etwas hört. Es hat ihm gefallen, ja er hat sich gewundert, daß ein katholischer Pfarrer so freundschaftlich mit einem Ketzer rede; denn, sagte er, sie sind sonst nicht so gut auf uns zu sprechen und sie können auch nicht; da sie die alleinseligmachende Kirche sein wollen, so ist darin die Verdammung unsrer Aller ausgesprochen; und Intolleranz gehöre zur Natur des Katholizismus. Es müße aber mit Deiner Heiligkeit noch nicht so weit gekommen sein, sonst hättest Du nicht am Ende meine Schwestern grüßen lassen. Du hättest durch [6 | 7] diesen Brief die zwei Hauptpunkte Eurer Kirche gebrochen, die Intolleranz und den Cölibat. Ich habe Dich darauf betreff des zweiten Punktes entschuldigt: es geschehe von Deiner Seite aus Freundschaft gegen

mich, vielleicht aus Spaß, und daß Du an gar nichts anders gedacht habest. Ueber die Intolleranz aber kannst Du Dich selber vertheidigen und dabei nicht vergessen, den Papa zu grüßen.

Dein Freund.

—

Vierter Brief.

Mein lieber Ketzler!

So darf ich Dich in aller Wahrheit nennen, und es ist auch so. Gleichwohl hat Dein Vater Recht: wir nennen uns die alleinseligmachende Kirche, denn die Wahrheit und die Gnade, oder wo Beides wohnt, Christus macht uns selig, und zwar Er allein, weil uns kein anderer Name gegeben ist, in dem wir selig werden können, als der Name Jesus. Wahrheit und Gnade aber sind nur bei uns vollständig, was aber hier nicht bewiesen werden soll, – genug, die Kirche *muß* sich für alleinseligmachend halten, denn wenn sie z. B. sagte: die Kirche erklärt die Bibel, sie gibt dem Buchstaben den lebendigmachenden Geist, und hinwiederum sagte: es kann ein jeder die Bibel auslegen, wie er will, so wäre sie ja dadurch mit sich selbst im Widerspruch; oder wenn sie heute lehrt, es seien sieben Sakramente dem Christen zu seiner Entsündigung und Heiligung nothwendig, und Morgen sagte: man könne es auch mit zweien machen, so würde man sagen: sie wisse selber nicht, was sie glaube; haben doch die Protestanten Recht, so soll sie sich umtaufen lassen; haben aber die Katholischen Recht, so sollen sie daran fest halten. Weil ja offenbar die katholische Religion in vielen wichtigen und wesentlichen Dingen von allen andern christlichen Konfessionen geschieden ist, so muß [7 | 8] *Eine* allein die wahre sein, und wie Ihr behauptet, die Euere sei es, so behaupten wir es von der Unsrigen. Aber,

sagt Ihr, das ist wohl wahr, soll man denn aber Andersdenkende verdammen? Die Kirche, wenn sie das Verdammungsurtheil ausspricht über einen Irrlehrer, will dadurch bloß sagen: „er gehöre nicht mehr zur Gemeinschaft der Kirche, er habe sich durch Abirren von der bestimmt ausgesprochenen Wahrheit von ihr entfernt, und dadurch dargelegt, er wolle keinen Antheil mehr an ihr haben.“ Das gilt von denen, die wissen, daß sie der Kirche sich entgegengesetzt, formelle Ketzer. Hingegen stellt sich die katholische Kirche die meisten als solche vor, die die Wahrheit nicht kennen, und darum als Irrende ohne Schuld von Gott Barmherzigkeit erlangen werden. „Ketzer“ hat nicht den furchtbaren Sinn, der ihm gewöhnlich unterschoben wird, sondern soll nur den Unterschied zwischen uns und jenen Christen bezeichnen, die von unserm Glauben abweichen, wie z. B. der Deutsche den Italiener „Wälsch“ nennt, ohne ihn dadurch zu entehren oder gar zu verdammen. So darf ich Dich recht herzlich lieben, wie ich es thue; aber ich würde Dich noch mehr lieben, wenn Du auch in religiösen Dingen mit mir Eines wärest. Indessen ferne, Dich zu verdammen, bitte ich zu Gott, daß er Dir die Wahrheit ganz gebe, und Deinen guten Willen, Dein frommes Streben als das Werk annehme, wie er es auch bei uns machen muß. Zudem hat er der Wege viele, die zu ihm führen, wenn wir schon nur von einem wissen. – Was nun die Intolleranz betrifft, so gehört sie insofern zum Wesen der katholischen Kirche, inwiefern jeder Organismus das Aehnliche anzieht, Unähnliches und Fremdartiges aber abstößt. Ist nicht eine solche Intolleranz bei jeder Pflanze sichtbar und zeigt sie sich nicht im fein fühlenden Instinkte des Thieres? Was würdet Ihr sagen, wenn man Euch zumuthete, aus Tolleranz Euere Kinder zu uns oder gar zu den Jesuiten in die Schule zu schicken, oder aus Tolleranz und Friedensliebe den Ungläubigen gegenüber auf Euern Glauben an die Gottheit Christi zu verzichten? Ihr würdet Euch selbst aufgeben, und

die [8 | 9] Andern wären doch nicht befriedigt. Wenn eine kirchliche Genossenschaft mit allen andern liebelet, alle umarmt, aus Liebe zu ihr sich selber vergißt und sich mit ihr verschmelzt, so ist das die Tolleranz – einer ausgelassenen, treulosen Frau! Aber bei all' dem sind wir weit entfernt, Euch in Euerm Glauben zu stören oder anzugreifen, und die Geschichte der Gegenwart wird kein Faktum aufweisen, daß die Protestanten von uns irgend wie an ihrem Glauben beeinträchtigt worden seien, wie wir doch im Pruntrut, in Glarus und Aargau von blutiger Intolleranz die unzweideutigsten Beweise haben; aber es freut mich, es offen bekennen zu können, daß dieses feindselige und verfolgungssüchtige Verfahren, das die Katholiken getroffen, nicht von den Protestanten, sondern von den Radikalen ausgegangen und zwar von den katholischen Radikalen so gut als den Eurigen. Wir sind so weit entfernt, in Eurer religiösen Eigenthümlichkeit Euch zu hemmen, daß wir vielmehr mit Euch seufzen über den überhand nehmenden Unglauben und die in seinem Gefolge stehende Sittenlosigkeit. Und obschon z. B. Strauß Euere ganze Grundlage wegheben wollte, und also unsere Sympathie für sich haben müßte, wenn wir Euern Sturz wollten, so hat er diese nicht gefunden, sondern wir Alle haben für Euern Glauben gezittert und haben mit Euch die düstersten Ahndungen getheilt; und doch haben seine Schläge unserer Kirche nicht geschadet, da diese *vor* der Bibel schon bestanden. Der Katholik freut sich nicht, wenn Ihr unter allen Klassen Desertationen erleidet, sondern es schmerzt ihn, weil diese nicht nur gegen Euch und uns gleich wüthen, sondern auch, weil, wenn Ihr Meister seid und nicht die Radikalen, wir ganz wohl neben Euch leben können, denn die Geschichte der Vergangenheit beweist es. Die Intolleranz, deren Gegenstand wir geworden, ist erst aufgetaucht, seitdem eine Generation aufgestanden, die von sich aus, ohne Glauben an die Geschichte der Kirche und des Vaterlandes, Beides neu

konstituieren wollte; das ist eben der Radikalismus. Warum hätte nicht jetzt möglich sein können, was bei fast dreihundert [9 | 10] Jahren wirklich gewesen, nämlich ein ganz friedliches Nebeneinanderwohnen der beiden Konfessionen, so daß jede in ihrem Haus waltet, wie sie es gut findet! Sollte ein solcher Frieden unter die Unmöglichkeiten gehören, wäre es nicht zu thun, daß beide Konfessionen so zu einander stünden, wie Du und ich, Du mit Deiner Bibel und ich mit meiner Kirche und Hierarchie, Du mit einer Frau, ich als Cölibatär? Du wirst so wenig katholisch als ich reformirt, ja wir machen nur keine Versuche dazu; aber sollen wir deßwegen uns nicht achten und lieben können und, sofern wir es im Stande sind, ein vernünftiges Wort mit einander wechseln, Du in Bern und ich in Luzern; sieh', es reimt sich ja! Ich wenigstens gebe die Hoffnung nicht auf, und Du, was sagst Du dazu?

—

Fünfter Brief.

Mein lieber Pfarrer!

Wenn Alle wären wie ich und Du, warum sollte es nicht zu machen sein! Aber es sind bei uns nicht Alle, wie ich, so liberal, und ich möchte sagen, so gescheidt. Es gibt Reformirte, die auch ihre Eigenheiten haben; sie leiden es nicht, daß Ihr die Bessern sein wollt, und das seid Ihr auch nicht; sie leiden es nicht, daß Ihr allein in den Himmel wollt. Nun, ich höre wohl, so gefährlich ist es auch nicht; ich meine, in seinem Hause sei der liebe Gott Meister und nicht Ihr, und Er könne einlassen, wen er wolle, sogar die Reformirten. Sie haben es nicht gerne, daß Ihr die Bibel verfolget und sogar zu lesen verboten; ich weiß aber da aus Erfahrung, daß die Leute die Liebe zur Bibel übertreiben, und daß Viele sie lieber Andern zum Lesen geben, als selber darin lesen, und

habe ich drei Jahre lang dieselbe studiren müssen, so wird der Unstudirte eben auch nichts daraus nehmen, als was er von uns etwa gehört; sodann weiß ich wohl, daß es mit dem [10 | 11] Bibelverbot nicht so streng zu nehmen ist, und daß die Pfarrer an Sonn- und Feiertagen daraus vorlesen und sie erklären. Vielen gefallen Euere Feiertage nicht, Viele finden keinen Geschmack an Euern Fasttagen, auch meint man, Ihr solltet reicher sein und etwas Handel treiben; das Geld aber macht nicht glücklich, auch ist nicht alles Gold, was glänzt, und zudem müßt Ihr das alles selber haben. Was am Meisten uns gegen Euch aufbringt und feindselig stimmt, das sind die Jesuiten, wie Du leicht denken kannst. Auch mein Vater ist kein großer Freund von ihnen, obschon er sonst liberal denkt, so auch meine Mutter und beide Schwestern. Ich weiß es wohl, bei Vielen ist es nur der Name, unter dem sie über Euch herfahren möchten; denn sie hassen die Pfarrer, die Kapuziner so gut als die Jesuiten und diese nicht weniger als uns selber; wir sind Vielen auch Jesuiten; jeder, der das Christenthum vertheidigt, – jeder, der die Ehe schützt vor ihnen oder das Eigenthum oder die Freiheit, der ist Jesuit. Ein glückliches Wort in der That! das *No-Poperi*-Geschrei in England. Ich weiß wohl, daß kaum der Zehnten wahr ist von dem, was man über die Jesuiten sagt, z. B. von ihrem Königsmord, (es ist aber interessant, zu hören, daß die den König in Frankreich getödtet nach angeblich jesuitischer Moral, und den Leu in Ebersol gemordet, auch die Ersten sind, die die Jesuiten tödten möchten), von ihren Uebergriffen in die Politik, (ach! es greift jetzt auch Mancher in die Politik ein, er ist dazu nicht berufen), von ihrem Ultramontanismus, (aber was geht das uns an, haben wir doch keinen Papst, brauchen keinen und wollen auch keinen, und wenn ich ihn selber sein könnte). Aber das scheint mir, Luzern hätte auf ihre Berufung verzichten sollen, da es doch den Widerwillen und die gefährliche Stimmung unter den Protestanten gesehen. Ich muß aber

sagen, was Annä Bäbi: „wenn nur kein Mannenvolk wäre, aber das verfluchte Mannenvolk“; so sage ich: „wenn nur keine Radikalen wären, aber die verf..... Radikalen“! Es wäre ja gleich gegangen, und wir hätten die Lumperei nicht gehabt. Sieh', ich rede von [11 | 12] Herzen weg, wie ich's denke, denn was gehen mich am Ende die Jesuiten an, mich werden sie gewiß nicht katholisch machen; aber ich meine nur, man hätte es ohne sie machen können und dann den Frieden gehabt, der Frieden ist doch gar schön! Hast Du mir hierüber etwas zu schreiben, so schreib', ich will es mit Freuden lesen.

–

Sechster Brief.

Lieber Fritz!

Es scheint mir denn doch, es sei hierüber schon viel genug geschrieben worden, so zwar, daß, wenn Du nicht betheuert hättest, es lesen zu wollen, was mir darüber in den Sinn kommen kann, ich nicht geschrieben hätte, weil ich glaube, es helfe nichts. – Ein Narr kann doch viele Narren machen, dachte ich schon oft, seit der Semi-Narr-Direktor Keller aus den Jesuiten eine Nationalsache hat machen wollen. Ich könnte nun alles das wieder sagen, was schon unzählige Mal und vortrefflich gesagt worden ist, nämlich, daß die Jesuiten nur der Sack seien, in welchem man die Konservativen abtraktiren wollte; ich will Dir nur die Antwort eines Radikalen erzählen, die er mir über diesen Punkt gegeben. Ich sagte zu ihm: es sei mir auffallend, daß sie, die Radikalen, auf einmal die Kantonsgeistlichen so sehr rühmen und sagen, sie seien so vortreffliche Männer, da man doch weiß, daß ihr bei aller Vortrefflichkeit sie doch nicht genießet und nichts auf sie haltet. Da sagte er in löblichem Freimuthe: „Die Sache ist so; zuerst vertreiben wir die Jesuiten und

dann kommt's an Euch auch.“ Und der hat Wort gehalten: am 8. Dezember hat er auf den Major Schmid geschossen, der bis an's Ende gegen die Jesuiten geschaffen, aber treu und ehrlich ist und am Ende dem Wunsche des Volkes allfällige Liebhaberei großmüthig aufgeopfert. Und das ist nicht bloß die Schwärmerei eines Einzigen [12 | 13] gewesen, sondern der Plan der Feinern wie die Sehnsucht der Größern. Denn daß die ganze Agitation nicht der konservativen Regierung von Luzern gegolten und mittelbar dem katholischen und protestantischen Christenthum, das lehrt uns ein Blick auf die Leute, die da an der Spitze stehen, ihre Hausordnung, Zeitungen und alles, was von ihnen herkömmt und bei ihnen einkehrt. Das ist wahr, die Jesuiten haben die Krisis befördert; sie waren die Nuß, an der der Radikalismus seinen giftigen Zahn ausbeißern sollte. Wären die Jesuiten nicht da gewesen, man hätte die protestantische Bevölkerung nicht so in eine Begeisterung jagen können; aber es war doch nur *Vaudois*, d. h. erkünstelte Begeisterung. Man hatte Krieg mit den Baslern, die gewiß keine Jesuiten sind noch haben, aber es sollte radikalisiert werden; Krieg mit Glarus ohne Jesuiten, aber es mußten in den Katholiken die Konservativen geschlagen werden, um dem Radikalismus ein Lamm mehr zu schlachten; Krieg gegen den katholischen Jura, wo abermal Ignatius keine Schüler hat, – aber man wollte doch zeigen, wer Meister sei; Krieg hatte man keinen gegen Tessin und Solothurn, weil man nicht radikaler sein kann als Luvini und Munzinger; wohl aber gegen katholisch Aargau, – aber nicht um Jesuiten zu vertreiben, weil ja keine dort waren, sondern um höchst ordinäre Mönche und zitternde Klosterfrauen in den Schnee hinaus zu jagen. Diese fünf Millionen würgten aber die Herren von Aarau dermaßen, und Luzern steckte ihnen den Finger so tief in die Halsröhre, daß sie auf dem Punkte waren, zu übergeben; da fiel ihnen ein, Fürio und Mordio und Jesuitio zu schreien, und sie glaubten, Luzern ziehe den

Finger zurück und die Schweiz springe den Jesuiten nach und lasse sie einmal in Ruh mit ihren Paar Millionen, und richtig haben sie so Viele in April geschickt. Ich frage Dich aber auch: was haben sich um unsere Jesuiten um Gotteswillen zu bekümmern alle Euere Aetti und Mütti und Rudi und Züsi! Sie greifen ja nicht in Euere Politik, denn da kämen sie lange zu spät; Ihr habt genug, die regieren wollen und die näher dabei sind. [13 | 14] Sie wollen Euch nichts in die Schulen pfuschen, nichts regieren an Euern Straßen und Brücken, lassen Euch Euer Militär, Euere Verwaltung im Großen und Kleinen, Euere Söhne und Väter, Euere Töchter und Mütter, Euere Schneider und Schuhmacher; sie werden gewiß in nichts von ihnen auch nur im Geringsten inkommodirt werden. Aber, meint Ihr, in zehn Jahren ist der ganze Kanton jesuitisch gesinnt! Wenn wir aber Euch Euern Zucker und Kaffe, Baumwolle und Wein zahlen, wenn Ihr bei uns umher spazieren und Geschäfte machen könnt, und die Wirthe im Kanton Luzern Euch nicht mehr Wasser unter den Wein thun, als den eigenen Landeskindern, so wird es doch gleich sein, seien wir jesuitisch oder josephinisch, deutsch-katholisch oder römisch-katholisch, aufgeklärt oder obskurant. Daß sich doch ein Volk von solcher Ruhe und solcher Ehrenhaftigkeit, wie das Berner Volk, zu einer solchen Lieblosigkeit gegen uns arme Luzerner verleiten lassen kann und daß sie glauben, durch Fremde, wie z. B. Snell, andere Fremde, die Jesuiten (es sind aber die meisten Schweizer) zu vertreiben!

Ich weiß nun nicht, geht Dir das ein oder nicht, aber ich sage Dir die Wahrheit. Die Jesuiten haben den Tumult befördert; eingebrochen wäre er gleich, weil vor den Radikalen kein Konservativer bestehen kann, und weil jene nicht ruhen, bis sie ihre drei saubern Buben, Straußenthum, Freischaarenthum und Kommunistenthum, diese dreifache Dummheit, auf den Thron erhoben, und ihm die Herrschaft gesichert, uns aber, Dich und mich, die Luzerner und die

braven Berner, ihm zum Schemel seiner Füße gegeben.
Alleluja!

—

Siebenter Brief.

Lieber Herzog!

Etwas hast Du Recht, aber doch nicht alles, und gesetzt auch, die Radikalen, und nicht die Jesuiten, haben [14 | 15] den Kelch des Krieges über unsere schöne Schweiz ausgegossen, so hätten doch die Luzerner wissen sollen, daß wir uns mit den Jesuiten nicht vertragen können und daß der überall auftauchende Ultramontanismus uns beengt und drängt von allen Seiten. Dazu weiß man doch, daß die Jesuiten die Todfeinde der Protestanten und alles Lichtes und aller religiösen und politischen Freiheit sind. Die Radikalen hätten nie über unser Volk Meister werden können, wäre diese Abneigung, dieses Entsetzen vor den Jesuiten ihnen nicht entgegen gekommen. Es wird gegenwärtig wieder gewaltig agitirt, aber das ist wahr, es sind doch meistens nur solche, die auch an der Bibel, an den symbolischen Büchern, an Keuschheit und Sittlichkeit nicht das größte Wohlgefallen haben; daher fürchte ich, es möchte uns von diesen wenig Heil herkommen, und sie möchten mit unserer Freiheit grausamer verfahren als die Jesuiten selbst. Mir ist übrigens die ganze Angelegenheit sauer geworden, so daß ich nur mit Eckel daran gehe; es geschieht blos, um einen Gegenstand zu haben, mit Dir wieder einmal plaudern zu können, daher erwarte ich Bescheid.

—